



Karin Jurczyk | Andreas Lange |  
Barbara Thiessen (Hrsg.)

## Doing Family

Warum Familienleben heute  
nicht mehr selbstverständlich ist

**BELTZ** JUVENTA

Leseprobe aus: Jurczyk, Lange, Thiessen (Hrsg.), Doing Family, ISBN 978-3-7799-2239-1  
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2239-1>

# Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie

Karin Jurczyk

Es fällt auf, dass die Diskussion um Familie nach wie vor darum kreist, ob und wie sich die „traditionale“ oder „klassische“ Familie auflöst oder ändert, ob sie die ihr zugeschriebenen Funktionen erfüllt, verliert oder ihr sogar neue zugesprochen werden. Die einen betrachten das mit Sorge und beschwören allerlei gesellschaftliche Krisenszenarien. Die anderen beschreiben detailreich die zunehmende Vielfalt von Familienformen, als ob der Status Alleinerziehen, Nicht-Verheiratetsein, Patchwork schon allein für eine bessere oder schlechtere Qualität des Mit- und Füreinander stehen würde. Die einen betonen, dass immer noch der größte Teil der Kinder bei seinen leiblichen verheirateten Eltern aufwächst, die anderen, dass immer mehr Kinder nicht-ehelich geboren werden. An diesem Beispiel ließe sich gut argumentieren, dass beides richtig ist, dass Familie sich ändert *und* gleich bleibt.

Beständigkeit *und* Wandlungsfähigkeit sind Kontinuitätsmerkmale von Familie: Familie existiert in allen bekannten Kulturen und Epochen, doch sie variiert über die Kulturen und über die Zeit. Sie lässt sich vor diesem Hintergrund bislang durch folgende drei zentrale Elemente charakterisieren:

- als historisch und kulturell wandelbares System persönlicher, fürsorgeorientierter und emotionsbasierter Generationen- sowie Geschlechterbeziehungen, die verbindlich sind, sich aber im Familienverlauf immer wieder ändern können;
- als zentrales Strukturelement von Gesellschaft, welches unverzichtbare Leistungen für Wirtschaft, Staat und Gesellschaft erbringt, Humanvermögen produziert, private und semi-öffentliche Sorgeleistungen (Care) erbringt, sozialen Zusammenhalt stiftet und deshalb auch auf gesellschaftliche Leistungen angewiesen ist;

- sowie als Lebenszusammenhang und Lernwelt von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, in dem Persönlichkeit ausgebildet, Bindungsfähigkeit erlernt und unterschiedliche lebensführungsrelevante Kompetenzen erworben werden können.

Zum Verständnis heutiger Familien scheint es allerdings von besonderer Bedeutung zu sein – angesichts zunehmender Hinweise auf eher intuitiv „ge-spürte“ denn wissenschaftlich verstandener Reibungsverluste und Erschöpfungssyndrome im Leben von Familien (vgl. zuletzt Lutz 2012) – den Blick darauf zu lenken, wie der Alltag von Familien in ihrem jeweiligen Kontext tatsächlich aussieht. Dies ist eine Black Box, über die wir wenig wissen. So sagt das Label „traditional“ nur wenig darüber aus, wie Frauen, Männer, Kinder tatsächlich zusammenleben, wie sie ihre Alltage koordinieren, wie viel gemeinsame Zeit sie miteinander verbringen, ob es ihnen gut miteinander geht, was sie zusammenhält – und ob sie in einer „traditionalen“ Familie leben, weil dies ihre präferierte Lebensform ist oder eher weil es weder Betreuungspätze für Kinder noch passende Arbeitsplätze für Mütter gibt.

Zudem scheint es im Zusammenhang mit den Beschreibungen des zunehmend komplexer und komplizierter werdenden Familienlebens lohnenswert, eine Perspektive auf Familie näher auszuleuchten, die Familie als „*Herstellungsleistung*“ betrachtet. Bislang ist diese Kategorie kaum mehr als eine Leerformel (vgl. BMFSFJ 2006, Bertram/Bertram 2009), aber sie signalisiert einen Perspektivwechsel von Familie als „Form“ zu Familie als „Praxis“. Im Folgenden soll sie als weiteres Charakteristikum von Familie in den Mittelpunkt gerückt werden. Dabei wird die These vertreten, dass Familie keine „natürlich“ und selbstverständlich gegebene Ressource (mehr) ist, auf die Gesellschaft, Wirtschaft, Staat und Individuen einfach zurückgreifen können, sondern dass sie täglich und im biografischen Verlauf *als Familie* immer wieder durch die Praktiken beteiligter privater und öffentlicher Akteure hergestellt werden muss. Die Kernfrage eines so gewendeten Blicks auf Familie lautet deshalb: Wie schaffen Familien es praktisch, unter heutigen Bedingungen überhaupt Gemeinsamkeit als Beziehungssystem herzustellen, Care zu erbringen und nicht in lauter individuelle Leben zu zerfallen? Auf welche Praktiken wird hierzu zurückgegriffen, welche Ressourcen und Kompetenzen spielen eine Rolle und was tun die beteiligten Personen ganz konkret?

Im Folgenden wird erstens argumentiert werden, warum es überhaupt eine neue Perspektive und warum es gerade diese braucht. Im Anschluss an diese zeitdiagnostische Analyse werden zweitens die Konturen des Konzepts von „Familie als Herstellungsleistung“ skizziert.

## 1. Hintergründe. Warum eine neue Perspektive auf Familie?

Dass die öffentliche, die politische sowie die wissenschaftliche Thematisierung von Familie in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen hat, ist wie jede Themenkonjunktur nicht nur Ausdruck einer Mode, sondern auch Hinweis auf Veränderungen, Probleme und offene Fragen in der Sache. Obwohl eine Vielzahl von Detailerkennnissen zusammengetragen worden ist und insbesondere die Diversifizierung von Familienformen sowie die Beziehungen zwischen einzelnen Familienmitgliedern ausführlich beforscht wurden (s.u.), fehlt doch das Verständnis für Zusammenhänge, dafür, was in Familien alltäglich passiert und wie der Familienalltag konkret funktioniert oder eben nicht mehr gut funktioniert. Es gibt etliche Hinweise darauf, dass ein Leben in und als Familie den Charakter der unhinterfragten Selbstverständlichkeit verloren hat, und dass eben dies sowohl Ausdruck als auch Auslöser für die vielfach konstatierten Probleme – wie z. B. Zeitnot, Koordinierungsprobleme, Partnerfindungsschwierigkeiten, Differenzen zwischen gewünschter und realisierter Kinderzahl, hohe Trennungsraten u. a. m. – heutiger Familien ist. Der Alltag scheint nicht mehr „einfach so“ zu funktionieren bzw. sein Gelingen ist hoch voraussetzungsvoll geworden. Eben dieses „Knirschen im Alltagsgefüge“ führt zu vielfältigen Problemen und neuen Herausforderungen an individuelle und gesellschaftliche Akteure (vgl. Henry-Huthmacher/Borchard 2008; Jurczyk u. a. 2009).

Wir ahnen jedoch eher, dass die Selbstverständlichkeit des Lebens als und in Familie verloren gegangen ist, als dass wir über systematische Kenntnisse über Ursachen und Folgen verfügen würden. Hierfür bedarf es eines genauen Blicks auf den Alltag, der in seiner ganzen Trivialität und Lästigkeit gerade deshalb so bedeutsam ist, weil hier „alles zusammenkommt“ (Jurczyk/Rerich 1993), was Wissenschaft, Praxis und Politik ansonsten getrennt beobachten. Die Arbeitsteilung innerhalb dieser Bereiche teilt das Leben der Menschen in „Häppchen“ auf, um sie bearbeitbar zu machen. Das hat methodologisch nachvollziehbare Gründe, reduziert jedoch die komplexe Wirklichkeit und ihre interdependenten Wirkebenen. Dimensionen wie Arbeitsteilung, Armut, Einstellungen und Familienformen kommen im wirklichen Leben nicht jeweils für sich vor, sondern sind verschränkt, gleichzeitig und sich gegenseitig beeinflussend. Eine solche „Alltagsvergessenheit“ des Blicks auf Einzelphänomene verfehlt deshalb oft diejenigen, die sie beschreiben oder erreichen wollen (vgl. Daly 2003).

Die Untersuchung des Alltags ist wie ein Brennglas, unter dem die gesellschaftlichen Veränderungen in ihrer Komplexität sichtbar werden (vgl. Pro-

jektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995). Der Verlust der Selbstverständlichkeit von Familie im Hinblick auf ihr Zustandekommen, ihr alltägliches Funktionieren sowie ihre Kontinuität im biografischen Verlauf wird in Theorien der späten Moderne verortet (vgl. Giddens 1991; Heaphy 2007) und mit Zeitdiagnosen zu Ent-Traditionalisierung, Individualisierung und Postfordismus verbunden.

*Ent-Traditionalisierung* meint in diesem Kontext, dass fraglose Gegebenheiten (Werte, Regeln) nicht mehr akzeptiert, sondern durch Reflexivität ersetzt werden. Damit ist auch ein Leben in Familie und die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr der einzig denkbare Lebensentwurf.

*Individualisierung* meint die (teilweise) Ent-Bindung von Individuen aus vorgegebenen Gruppen wie Stand und Klasse, aber eben auch aus Familie, das Recht *auf* und den Zwang *zu* einem selbstständig geführten Leben. Dies bedeutet zwar ein Ende der Zwangsvergemeinschaftung in Ehe und Familie qua Tradition; es tun sich hiermit jedoch neue Spannungsverhältnisse auf zwischen Autonomie und Gemeinschaft, die Familie unausweichlich bedeutet. Gerade dieses Spannungsverhältnis macht unter Bedingungen von später Moderne die Herstellung von ideeller Gemeinsamkeit und praktischer Gemeinschaft zu einem andauernden Prozess mit hohem Fragilitätsgrad.

Der Verlust der Selbstverständlichkeit von Familie hat schließlich mit strukturellen Verschiebungen zwischen gesellschaftlichen Bereichen in Richtung *Postfordismus* zu tun. Denn Familie ist eng verwoben mit anderen gesellschaftlichen Subsystemen und den sich wandelnden sozial-ökologischen Umwelten. Das veränderte Alltagsleben von Familien hängt mit den veränderten gesellschaftlichen Imperativen zusammen, denen es unterliegt. Viele Modernisierungsschübe – z. B. flexiblere Arbeitswelten, aktivierender Sozialstaat, beschleunigte Kommunikations- und Transporttechnologien, erhöhte Bildungsanforderungen sowie veränderte Geschlechterverhältnisse stellen neue Herausforderungen an die Gestaltung des Familienalltags. Auch hier sind es jedoch nicht einzelne Veränderungen, die Probleme generieren, sondern die Gleichzeitigkeit der Erosion sozialer Strukturen, wachsender Ansprüche an Familie sowie schwindender Ressourcen.

Von besonderer Bedeutung ist *erstens* die Erosion der im Nachkriegsdeutschland relativ reibungslos funktionierenden Arbeitsteilung zwischen Familie und Erwerb, die eng mit der traditionellen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern verknüpft war und ist. Heute trifft eine flexibilisierte und mobile Arbeitswelt auf veränderte Familien, in denen die Frauen mehr sein wollen als Mütter und Hausfrauen, häufiger Trennungen stattfinden und in multilokalen Familien sich die Raum-Zeit-Pfade aller Familienmitglieder vervielfältigen. Diese so genannte „doppelte Entgrenzung“ (Jurczyk

u. a. 2009) führt etwa dazu, dass gemeinsame Familienzeit zu einem prekären und immer wieder aktiv herzustellenen Gut wird. So erfordert beispielsweise die Erosion fester Arbeitszeiten individuelles Grenzmanagement, um gemeinsame Zeiten *als* Familie zu finden und Ko-Präsenz zu ermöglichen (siehe auch Schier in diesem Band). Dabei spielen die konkreten sozialen Ökologien, in denen Familien leben, eine große Rolle. Denn obwohl die Trennlinien zwischen Beruf und Familie erodieren, haben sich die Kontext-Institutionen wie etwa Schule und Kitas weder an die veränderten Arbeitswelten noch an die veränderten Familien angepasst. Sie folgen weiterhin dem starren fordistischen Muster und vertrauen auf die allzeit verfügbare Hausfrau. Familie, Beruf, Geschlechterbilder und wohlfahrtsstaatliche Kontextinstitutionen passen nicht mehr zusammen.

Ein *zweiter* Imperativ, der auf Familien einwirkt, sind die steigenden Ansprüche an Familie, die zum großen Teil aus dem Bildungsbereich kommen. Familie wird als Bildungsort neu entdeckt (vgl. Büchner/Brake 2006; Rauschenbach 2009). Die wachsende gesellschaftliche Bedeutung von Bildung als Humanressource reicht tief in die Familien hinein, denn Förderung soll „von Anfang an“ geschehen, schulbegleitend, ja lebenslang erfolgen. Entsprechend notwendige Veränderungen im Bildungsbereich selber verlaufen demgegenüber schleppend und widersprüchlich, sie werden oft an die Familien weitergereicht. Dazu kommen wachsende individuelle Erwartungen an Familie als einem Ort persönlichen Glücks und persönlicher Sinnerfüllung, der jedoch eine gewisse Alltagsfestigkeit erfordert und deshalb häufig – insbesondere in Paarbeziehungen – in Überforderung, Enttäuschung und Trennung mündet.

Eine *dritte* Herausforderung resultiert aus den gleichzeitig schwindenden Ressourcen von Familie, einer Entwicklung, die eng mit ihrer zunehmenden Fragilität zu tun hat. Hohe Scheidungs- und Trennungsraten, von denen auch immer häufiger Kinder betroffen sind, kleiner werdende und weniger in räumlicher Nähe verfügbare Verwandtschaftsnetze, eine weit verbreitete Verunsicherung beim Erziehungswissen durch geringere Rückgriffsmöglichkeiten auf tradiertes Wissen und die begrenzte Verfügbarkeit notwendigen neuen Wissens machen es schwieriger, dass Familien die Selbst- und Fremderwartungen an sie erfüllen.

Diese drei Aspekte zusammengenommen führen zu einer strukturellen Überforderung von Familie. Auch wenn in den beschriebenen Entgrenzungen von Familie und Erwerbsarbeit durchaus Chancen für eine Neugestaltung des Familienalltags liegen können, erfordern sie doch unausweichlich vermehrt bewusste und gezielte Herstellungsleistungen von Gemeinsamkeit und der Ermöglichung von wechselseitiger Sorge. Die Erosion gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, die relativ stabil waren und fraglos akzeptiert wurden, muss durch individuelle Praktiken in Familien kompensiert werden.

Denn in Ermangelung gesellschaftlicher Unterstützungen muss bislang im Privaten kompensiert werden, was strukturell nicht mehr zusammenpasst. Diese alltäglichen Praktiken sind umso anspruchsvoller, je komplexer und dynamischer Familie als haushaltsübergreifendes Netzwerk ist. Empirische Studien zeigen, dass Eltern heute bei der Erbringung von Sorgeleistungen mit vielfältigen Problemen konfrontiert werden. Sie belasten sich bis an die Grenze und vernachlässigen ihre Selbstsorge (vgl. Jurczyk u.a. 2009).

Damit hängt das Gelingen von Familie als System mit Eigenlogik und Eigensinn unter Entgrenzungsbedingungen von aktiven Gestaltungsleistungen ab und wird sehr störanfällig. Denn Gestaltungsleistungen werden nicht als monolithische Handlungen, sondern in Form von fein austarierten Interaktionsprozessen zwischen den Familienakteuren und vielfältigen anderen Akteuren unter oft nicht passfähigen Rahmenbedingungen erbracht. Angesichts wachsender sozialer Ungleichheiten sind die Ressourcen und die Kompetenzen für diese Gestaltungsleistungen zudem ungleich verteilt.<sup>1</sup>

## 2. Konturen des Konzepts: Bezüge, Dimensionen, Ebenen

Vor diesem zeitdiagnostisch relevanten Hintergrund – v. a. der Erosion des fordistischen „Reproduktionspaktes“ als institutionell gerahmter und politisch legitimerter arbeitsteiliger Ordnung von Produktion sowie sozialer und individueller Reproduktion – stehen die unterschiedlichen Leistungen und Praxen von Familien und ihren Mitgliedern im Fokus. Die zunehmend voraussetzungsvollen Aktivitäten derjenigen Frauen, Männer, Kinder und Jugendlichen, die in Familien leben bzw. leben wollen, finden in stetiger Auseinandersetzung mit den konkreten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und familienbiografischen und individuellen Veränderungen statt. Familie – so die Zeitdiagnose – ist weniger denn je eine selbstverständliche, geschweige denn natürlich gegebene Ressource. Sie muss alltäglich und im Lebensverlauf immer wieder hergestellt, praktiziert, angepasst werden. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf den Umgang mit eigenen Kindern, sondern auch auf die Beziehungen zur Verwandtschaft und zu den eigenen Eltern, Beziehungen die man sich zwar nicht aussucht, gleichwohl aber gestalten kann und muss.

Im Folgenden werden Bezüge zu anderen wissenschaftlichen Ansätzen beschrieben und ausgewählte Dimensionen des Konzepts näher beschrieben.

---

1 Die Perspektive der sozialen Ungleichheit zwischen Familien und Familienmitgliedern sowie die besondere Lage sozial benachteiligter Familien kann hier nicht systematisch verfolgt werden.

## 2.1 Bezug zu familienwissenschaftlich relevanten Konzepten: Praxeologie und Lebensführung

Eine alltagsnahe praxeologische Sicht auf Familie grenzt sich ab<sup>2</sup> von folgenden Ansätzen, die in der Familienwissenschaft häufig Verwendung finden:

- *von Systemtheorie und Strukturfunktionalismus*, weil es hier um die Funktionen und Leistungen von Familie als System für die Gesellschaft geht, nicht um das Eigenleben und den Eigensinn von Familie im Alltag;
- *von Einstellungs- und Werteforschung*, weil diese abfragt, was die Menschen gerne hätten und was ihnen wichtig ist. Dies hat jedoch nur mittelbare Bedeutung für das konkrete Leben und wird erst dann interessant, wenn man Einstellungen mit Realitäten abgleicht;
- *von interpretativen und phänomenologischen Ansätzen*, weil es ihnen schwerpunktmäßig um Deutungsmuster, nicht um Alltagspraktiken geht;
- *von Theorien des Rational Choice*, weil diese von rationalen Entscheidungsprozessen weitgehend autonomer Individuen ausgehen. Gerade dies ist aber für Familie nicht typisch;
- *von morphologischen Konzepten*, weil die Formenvielfalt von Familie relativ gut erforscht ist und wenig über die Dynamiken innerhalb der Familien aussagt;
- *zum Teil vom Vereinbarkeitskonzept*, das zwar auf Basis der Frauen- und Geschlechterforschung wichtige Anregungen für eine alltagsbezogene Familienforschung gibt, sich dabei aber auf die Perspektive Erwachsener (vor allem Frauen) sowie auf den Dualismus von Familie und Beruf fokussiert;
- *zum Teil vom Zeitbudgetkonzept*, das zwar alltägliche Aktivitäten von Familie und ihren Mitgliedern erstmals messbar und damit ihren Wert gesellschaftlich sichtbar gemacht hat, aber komplexe intersubjektive Zusammenhänge nicht erfassen und erklären kann.

Worauf kann aber die Forschungsperspektive, dass Familie eine Herstellungsleistung und keine „natürlich“ oder selbstverständlich gegebene Resource sei, aufbauen, wo lehnt sie sich an? Anknüpfungspunkte bietet zum einen der *Sozialkonstruktivismus* (Berger/Luckmann 1980). Insbesondere der hier anschließende ethnomethodologische Ansatz des Doing Gender (West/Zimmerman 1987) hebt hervor, dass Geschlecht keine vorgegebene

---

2 Dies bedeutet keinesfalls, dass solche Theorien nicht durchaus für andere Zwecke sowohl Beschreibungs- wie Erklärungskraft haben.